

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Sonnenhass
Autor: Dietzi-Bion, Hedwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575538>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hirn, das die gleichen Gedanken allzuoft wiederholen mußte, wurde von Schmerzen durchbohrt.

Er versuchte sich aufzurichten.

Taumelnd wie ein Trunkener mußte er sich halten an den kostbaren Stoffen, die brokatgestickt von dem Altar in reicher Pracht herniederfielen.

Der große Glanz der Kirche legte sich ihm schwer aufs Gemüt. Der Marmor glitzerte, von Gold durchzogen, an Wänden und Altarstufen. Reich geschnitten in

zierlichen Windungen hob sich das kostbare Holz der Kanzel in die gedämpfte Tageshelle. In spärlich besetzten Gewändern standen die Heiligen auf bronzenen Sockeln und blickten fremd auf den hilfesuchenden Menschen herab. Ein guldernes Kettlein mit einem roten, nüßgroßen Rubin schläng sich um den wachsweissen Hals der Gottesmutter. In blinkendem Silberbehälter brannte das ewige Licht.

(Fortsetzung folgt).

Zu den beiden Usteribildern.

1. Kaiser Karl der Große hatte dem frommen burgundischen Priester Theodolus das Bistum Wallis verliehen. Als sich der Bischof in Rom einfand, schenkte ihm Papst Leo III. nach der Legende eine große Glocke. Theodul hatte den Teufel zwingen können, ihn aus dem Wallis nach Rom vor des Papstes Zimmer durch die Lüfte zu tragen. Das Gleiche gelang ihm für die Rückreise: der Teufel trug den frommen Mann auch wieder zurück, diesmal hoch oben auf der ihm geschenkten Glocke. Diese Legende ist im Wallis wohlbekannt. Theodolus findet sich auf mehreren alten Münzen; neben ihm der Teufel in untertäniger, demütiger Stellung. Der Teufel mit der Glocke ist auch auf Glocken gegossen und in Fenstern auf Glas gemalt. Bischof Theodul aber muß ein an Geist und Charakter bedeutender und glaubensstarker Mann gewesen sein; denn die Legende erzählt von ihm denkwürdige Taten. Eine solche ist die Verwandlung

des Wassers in süßen Wein, als in Sitten die Trauben erfroren waren. Martin Distelt hat diesen Vorgang in einem Bild dargestellt, das die „Schweiz“ im sechsten Jahrgang (1902) in der Distelnummer ihren Lesern vorgeführt hat. (Altes und neues aus der gelehrten Welt 1717).

* * *

2. Im Jahr 1663 war eine große schweizerische Gesandtschaft in Paris zur Beschwörung des Bündnisses mit Frankreich. Der Schwörakt fand am 18. November genannten Jahres in der Notre-Dame statt und ist auf einem prächtigen Gobelins, der im Schweizerischen Landesmuseum zu Zürich zu sehen ist, dargestellt*. Dem Abschluß dieses Bündnisses gingen manche Kämpfe in der Eidgenossenschaft voraus; schließlich nahmen aber doch alle Orte, selbst Zürich, daran teil. In Paris erging es den Eidgenossen, die man zwar mit splendidien Gaftmählern feteierte, doch nicht am besten; sie mußten sich manche Erniedrigung gefallen lassen. Ein Zeitungsblatt meldete, die Schweizer seien erschienen, um dem König den Huldigungseid zu leisten. Dieser selbst aber, der ehrgeizige und gewalttätige Ludwig XIV., behielt bei der Eidleistung den Hut auf dem Kopf. Ferner, während die Gesandten einzeln die Verpflichtung feierlich aussprechen mußten, erwiderte ihnen der Monarch nur mit den kalten Worten: „Et moi j'en fais autant.“ Zur königlichen Tafel wurden die Boten nie geladen. Gelegentlich wurden sie gewahr, daß eine Schrift mit ihren Karikaturen verbreitet wurde. Man kann auch nicht sagen, daß der König sich nachher stark bemüht habe, die von ihm gegenüber der Eidgenossenschaft eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen. Nicht die geringste Kränkung erfuhren aber unsere Landsleute, als sie einmal über den Pont Neuf spazierten. Sie fanden da eine Affenbude, in der dreizehn Affen allerlei Künste verrichteten: sie waren in die Farben der ehemaligen XIII. Kantone gekleidet. Unsere Boten wurden dadurch so in Wut versetzt, daß sie die Affen in die Seine schmissen und die Bude demolierten. (Gazette de Lausanne: Dimanche 1874). Einige der Gesandten stießen im Bild triumphierend oben auf der Brüstungsmauer der Brücke; andere werfen noch Bretter in den Fluß; neben ihnen jammert der Budenbesitzer und ringt die Hände. Die dreizehn Affelein aber schwimmen zum Teil noch in der Luft, zum Teil schwimmen sie im Fluß und suchen sich zu retten; einer klettert wie ein Maikäfer am Brückenpfeiler empor; alle tragen noch die Schweizermäntel, die Hüte haben einige bereits verloren.

Das Bildchen gehört zu den besten von Martin Usteri; kostlicher Humor kommt darin zum Ausdruck. Bemerkenswert ist auch die korrekte Zeichnung der Kostüme, worin Usteri besonders stark war.

C. E.



Bischof Theodul wird auf der ihm vom Papst geschenkten Glocke vom Teufel von Rom ins Wallis zurückgetragen.

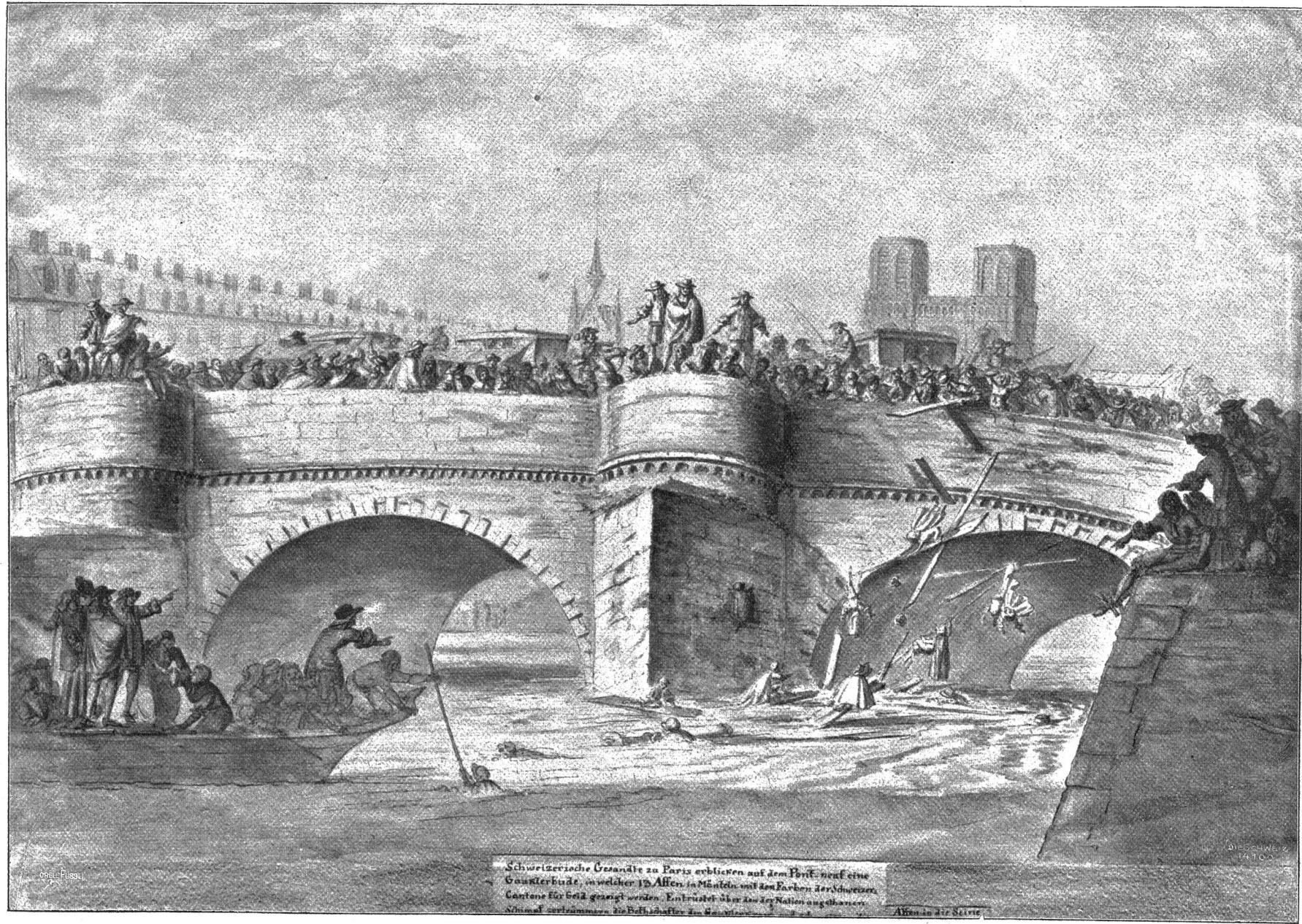
Nach einer Zeichnung von Joh. Martin Usteri (1763—1827) im Besitz der Zürcher Kunstgesellschaft.

Sonnenhass.

Skizze von Hedwig Diehi-Bion, Bern.

Jahraus, jahrein saß die Näh-Marie an ihrem Fenster, durch das nie ein Sonnenstrahl fiel. Um ihr vergrämtes Gesicht schmiegte sich schlichtes braunes Haar, das schon von weißen

*) Der sog. „Allianzteppich“ ist wiedergegeben im zweiten Jahrgang unserer „Schweiz“ (1898) zw. S. 600 u. 601.



Schweizerische Gesandte zu Paris (1663) rächen erlittene Kränkung. Nach einer Zeichnung von Joh. Martin Usteri (1763–1827) im Besitz der Zürcher Kunstgesellschaft.

Fäden durchwirkt war. Aber ihre Züge waren kein geschnitten, und ihre Augen hatten den feuchten Glanz der Schwermut.

Kein Blumentopf schmückte den schmalen Fenstersims, an dem sie saß, tief über ihre Arbeit gebeugt. Die blässen fleißigen Finger sanken selten in den Schoß, und wenn es geschah, dann starrte die Näh-Marie durchs Fenster und seufzte.

Ein trübeliges Zimmer umschloß sie, dunkel und kalt, aber blitzsauber gehalten. Wenn man sich zum Fenster hinausbeugte, aber weit, weit hinaus, dann konnte man ein winziges Stück Himmel erspähen, das wie ein blaues Auge herniederschäfte.

Aber die Näh-Marie beugte sich nie so weit hinaus, und ihre Augen haben das schöne Himmelsblau wohl nie geschaut.

Sie sah nur gerade vor sich hin, und dann traf ihr Blick auf eine feuchte, fast schwarze Mauer, die sich keine zwei Meter weg vor ihrem Fenster hoch und finster auftürmte. Hier und dort hing eine mattgrüne kleine Pflanze trübselig an einem vorragenden Stein. Sonst dumpfe, trostlose Einförmigkeit.

Nie traf ein Sonnenstrahl das schmale Fenster, an dem die bleiche Marie saß und nähte. Das war es eben, was sie wollte. Deshalb wohnte sie seit zwanzig Jahren in dem elenden Hofzimmerchen. Die Näh-Marie hasste die Sonne.

Weshalb?

In einer bangen Dämmerstunde hat sie es mir erzählt. Niemandem sonst, nicht vorher, nicht nachher.

Ich sehe sie noch heute vor mir, wie sie dasaß, in den Strohsessel zurückgelehnt, der ihr Arbeits- und Ruheplatz war. Ihre Blicke gingen wie suchend an der schwarzen Mauer auf und ab, als sie erzählte.

Aus der grauen Dämmerung leuchtete ihr leidvolles Antlitz weiß hervor. Jetzt ruhten ihre Hände. Wie leblos lagen sie ineinandergepreßt auf dem schwarzen Kleid. Ich habe sie nie anders als schwarz gekleidet gesehen. Ihre Stimme klang müde und eintönig, als sie begann:

„Man sieht es mir nicht mehr an, daß ich vor zwanzig Jahren jung und schön und blühend war wie nur je ein Mädchen. Arm war ich, aber brav und fleißig und unerschrocken. Ich stand ganz allein auf der Welt. Arbeit hatte ich auch genug; denn ich nähte flink und sauber.

Wenn ich in meinem armelosen Stübchen am Fenster saß, das in einem schmalen Hof ging, dann sang ich hell auf wie eine Kerche. Das ist nun alles weg. — Aber damals war ich ein übermütiges junges Ding, obwohl ich mit niemand verkehrte. Bis der Tag kam, der... ich will aber nicht vor greifen.

Also, ich saß Tag für Tag über meine Näherei gebeugt, bis es dunkelte. Dann vertrug ich die Arbeit zu meinen Kunden.

Einmal saß ich auch wieder an meinem Fensterplatz. Es war ein schöner blauer Frühlingstag. Es mußte ein solcher sein; denn mein Stübchen war ganz hell, und mit lautem Zwitschern strichen Vögel blitzschnell durch die Luft.

Aber ich konnte den Frühlingshimmel nicht sehen und die blaue Luft; denn vor mir stieg, wie hier, eine Mauer steil in die Höhe. So ahnte ich den hellen Frühlingstag nur.

Ich weiß noch genau, wie ich mich weit aus dem Fenster beugte und dachte: „Ich schaute doch die Sonne ein einzige Mal durch mein Fenster!“

Da — geschah ein Wunder?

Auf einmal traf ein donnernder Lärm mein Ohr, wie von stürzenden Steinen, und zugleich war mein Stübchen in Licht getaucht. In funkeldes, goldenes Sonnenlicht! Es wurde mir beinahe schwindlig.

War das noch mein armes Hofzimmer, das jetzt aussah wie ein goldener Palast? Ein warmer Strahl traf gerade mein Gesicht, daß ich schützend die Hand darüber legen mußte. Und immer mehr Licht, warmes goldenes Sonnenlicht —

Ich schaute in die Höhe und geradewegs in den blauen Himmel hinein. Ein großes Stück der Mauer war weg. Ich hörte harten Hammerschlag und das Knirschen der Werkzeuge. Dazwischen lachende Männerstimmen.

Und plötzlich tauchte über dem zerrissenen Mauerrand ein braunes Gesicht auf. Ich sah erst nur blitzeende Augen und blitzende Zähne.

Der junge Arbeiter lachte laut auf, als er mich am Fenster sah, und rief dann mit heller Stimme: „Buon giorno, Signorina!“

Ich wurde ganz rot und trat doch nicht weg; denn die Sonne hielt mich gebannt, und gebannt hielten mich die dunkeln lachenden Augen —

Sie wissen nun schon, wie es kam; Sie könne es sich ja denken.

Der junge Maurer — er war Italiener — und ich sahen uns immerzu. Er arbeitete an dem Neubau, der sich drüber an Stelle der steilen Mauer erheben sollte.

Ich war jung und lebensdurstig. Wissen Sie, Fräulein, wie das ist, wenn es einen hineinzieht in das goldene herrliche Leben da draußen? Wenn man sich hineinwerfen möchte wie in eine blaue Wasserflut, jauchzend und hängend?

Und ich warf mich hinein in die blaue Flut! Ich wurde das Weib Marcellos, ohne daß die kalte Kirche uns getraut hätte, auch ohne daß ein gleichgültiger Zivilstandsbeamter unsere Hände ineinander gelegt hätte. Was frug ich nach Gesetz und Sitte? Ich war ein junges tolles Blut wie er...

Es dauerte nicht lange mit dem Glück. Marcello wurde meiner bald überdrüssig. Er fing an ins Wirtshaus zu sitzen und kam betrunknen nach Hause. Dann gab er mir böse Worte. Ich war auch heftig und in dieser Zeit besonders gereizt... einer Zeit, in der andere junge Frauen von lauter Liebe und Sorgfalt umgeben sind. Wo diese mit Entzücken spinnwebfeste und spitzigenbezeugtes Linnen in zarten Händen halten, da weinte ich bittere Tränen über den groben Händchen, die meines Kindes Körper umschließen sollten. Und in einem solchen schmerzvollen Augenblick sagte ich meinem Mann ein böses, böses Wort:

„Ich wollte, du wärst tot!“

Er lachte laut auf und ging ins Wirtshaus.

Am nächsten Morgen ging er wie gewohnt an die Arbeit. Er hatte immer noch an dem hohen Hause zu mauern, das meinem ehemaligen Stübchen gegenüberlag.

Es war ein Frühlingstag, so hell und klar, wie der, an dem plötzlich die Sonne in mein enges Zimmer gebrochen war. Auch in unser jetziges Zimmer fiel die Sonne golden herein, und pfeilschnell flogen die Schwalben durch die Luft. Die letzten Schwalben, die er sehen sollte!

Er stand hoch oben auf dem Gerüst. Mein Gott, ich sehe alles so deutlich vor mir, als ob es gestern gewesen wäre, und doch sind zwanzig Jahre darüber hingegangen...

Eine fahle Blässe lagerte auf dem Antlitz der Näh-Marie. Die magern Hände lagen fest ineinandergeschlossen. Ihre Augen sahen starr vor sich hin, an die feuchte schwärzliche Mauer.

Ich wagte kein Wort zu sprechen, nur meine Hand legte sich leise auf ihre blutlosen Hände. Die allein erzählten eine schmerzvolle Geschichte.

Auf einmal fuhr sie fort, in einförmigem, abwesendem Ton:

„Ich sah ihn deutlich vor mir. Seine schlanke Gestalt auf dem weißen Brettergerüst hob sich scharf von dem lichten Himmel ab. Er wandte sich mit schneller Bewegung und rief einem Kameraden etwas zu. Von meinem Fenster aus konnte ich den Platz vor dem Neubau sehen. Dort ging ein junges Dienstmädchen vorbei. Sie hatte ein blaues Kleid an, das ihren üppigen Körper prall umschloß. An ihrem bloßen Arm schaukelte ein Marktkorb voll Gemüse.

Nicht wahr, wie deutlich ich alles gesehen habe? Das Dienstmädchen schaute in die Höhe, und — ich sah es genau — gab meinem Marcello im Weitergehen ein Zeichen mit der Hand. Der bog sich weit vor, um ihr nachzuschauen —

Sie wissen nun wohl schon, was kam, was kommen mußte! —

Ich schlug, wo ich stand, der Länge nach auf die Erde.

Als ich wieder zu mir kam, schleppte ich mich die Treppen hinunter auf die Straße, wo er lag.

Er war tot, ganz tot, wie ich es ihm am Abend zuvor gewünscht hatte.

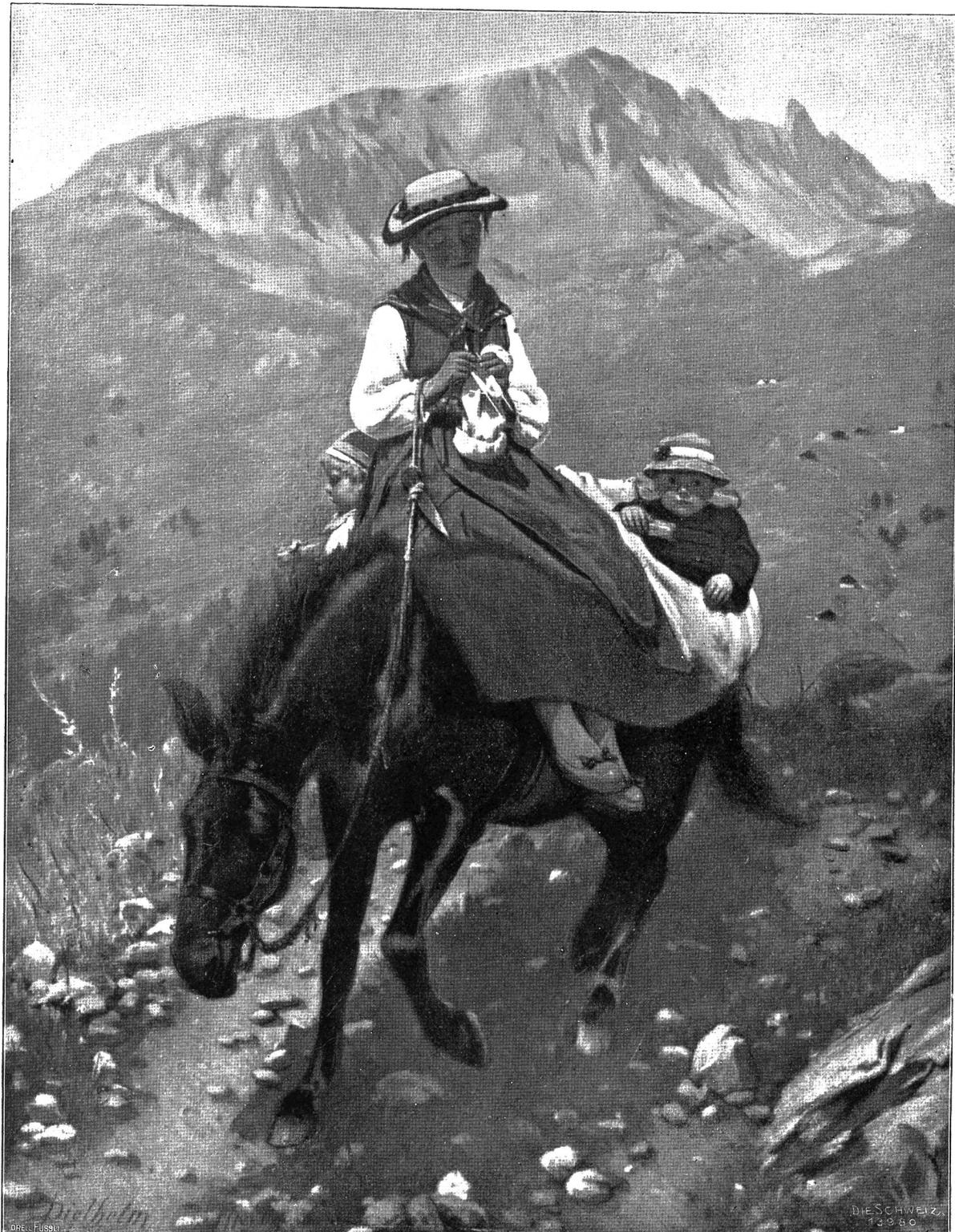
Nun war alles aus. Mein Kind kam tot zur Welt; das war noch der einzige Trost. Es liegt neben ihm auf dem Friedhof —

Seither kann ich die Sonne nicht mehr sehen. Die Sonne ist schlecht; sie hat mein Unglück gemacht.

Sehen Sie: deshalb liebe ich diese feuchte graue Mauer.

Über sie gleitet nie ein falscher Sonnenstrahl...“

Die Nähterin stand auf und lehnte den Kopf an die Fensterscheibe. Sie starnte mit heißen Augen auf die Mauer, an der ein leiser Regen wie ein Tränenstauer herabließ.



Walliserin, die mit zwei Kindern auf einem Maultier
ins Tal reitet.

Nach dem Gemälde (1879) von † Diethelm Meyer (1840–1887),
in der Öffentlichen Kunstsammlung von Basel.

